

**Das Murmeltier mit dem Halsband
Tagebuch eines Philosophen**

von

Eugène Rambert

Aus dem Französischen übertragen

von

Alfred Graber

**München
Gesellschaft Alpiner Bücherfreunde**

1929

**Teil I
M.01.04.04.01 / M.001 – M.01.07.03.04d / M.057**

Erster Sommer

M.01.04.04.01 / M.001

Klemond, *Erster Tag des letzten Viertels*. – Heute lege ich das Gelübde ab, mich gänzlich der Philosophie und dem Studium der Rätsel unseres Daseins zu widmen. Ich bitte die Götter, mir die Kraft zu verleihen, diese Verpflichtung einzuhalten, die ich vor ihnen und mir eingehe. Ich bitte sie auch, mir die notwendige Schärfe des Verstandes und die Beharrlichkeit zu schenken, um so große Probleme ergründen zu können.

M.01.04.04.02 / M.002

Zweiter Tag. – Ich glaube der Gesellschaft kein Unrecht anzutun, wenn ich die drei oder vier Jahre, die mir nach dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge noch zum Leben bleiben, in ehrbarem Zölibat verbringe. Während der fünf Ehejahre war meine Frau das Glück meines Lebens bis zu jenem verhängnisvollen Ereignis, das uns trennte. Ich war fünfmal Familienvater; meine dreiundzwanzig Kinder, meine Enkel und meine Urenkel reihen mich ein in die Zahl derer, die ihre Pflicht gegenüber der Gesellschaft erfüllt haben.

Es ist übrigens nicht meine Schuld, wenn ich mich zurückziehe. Man zwingt mich dazu. Man empfing mich wie einen Übeltäter. Das Halsband, das ich trage, wurde zu meinem Fluch. Meine alten Nachbarn, meine Freunde, meine Kinder wollten mich nicht mehr kennen. Die Gesellschaft verfolgt mich. Ich bin quitt mit ihr.

M.01.04.04.04 / M.003

Vierter Tag. – Ich habe nicht die Hoffnung, daß die Frucht meiner Beobachtungen und Überlegungen je jemandem nützlich sein könne. Die gelehrten Murmeltiere werden von Tag zu Tag seltener. Man lebt heute nur noch, um zu spielen und um sich zu zerstreuen. Ich faßte aber dennoch den Entschluß, ein Tagebuch über meine Gedanken, Taten und Handlungen zu schreiben. Was für die heutige Generation kein Interesse hat, wird vielleicht für die Murmeltiere der Zukunft wichtig sein. Unsere Vorfäter hatten von den Greisen ihrer Zeit vernommen, daß die Murmeltiere einst ein mächtiges Volk bildeten, das den Wissenschaften und den Geistespielen freundlich gesinnt war. Was aber einmal war, warum sollte das nicht wieder werden? Wenn diese Hoffnung sich erfüllt, werden unsere Nachkommen es gerne vernehmen, was einer ihrer Vorfahren dachte.

M.01.05.01.01 / M.004

Trockenmond, *Erster Tag des Neumonds*. – Ich bin seit einigen Tagen damit beschäftigt, mich einzurichten; es ist eine ziemlich langwierige Arbeit.

Ich wählte diese Terrasse zu meinem ausschließlichen Wohnsitz. Sie liegt zwischen zwei hohen Felswänden, zwar auf der Schattenseite; aber sie macht diese Unzulänglichkeit durch manche Vorteile wieder gut. Ich sah niemals weder Mensch noch Hund bis hierher steigen, und bis jetzt hat auch nie ein Murmeltier an diesem Orte gewohnt. Wenn ich den Frieden hier nicht finde, finde ich ihn nirgends. Die Böschung am Fuße der Felsen ist zum großen Teil aus

Schieferplatten mit einem kristallinen Korn gebildet, die eigens dafür gemacht scheinen, um mir als Tafeln zu dienen. Sie sind fast so dünn wie Enzianblätter und dabei doch dauerhaft. Dazu kann man mit der Kralle ohne allzu große Mühe die Fläche ritzen.

Hier oben gibt es wieder Bäume noch Sträucher mehr, aber an Blumen fehlt es nicht, hauptsächlich in einem felsigen Tälchen, das von einem Bach durchflossen wird. Große aufgetürmte Steinblöcke am Rande des Abgrundes bilden Schründen, die immer kühl sind. Hier befindet sich mein Bau. Ich muß nur aus einer Spalte, in deren Hintergrund der Eingang versteckt liegt, heraustreten, um das ganze Tal überblicken zu können. Kein Murmeltier, keine Maus kann ihre Schnauze heraustrecken, ohne daß ich sie sehe.

Ich stellte einen genügend großen Bau her, um die Lange Nacht verbringen zu können. Ziemlich nahe bei der Öffnung, nach etwa zwei Murmeltierlängen, teilt sich der Stollen. Eine sehr kurze Abzweigung setzt sich in gerader Richtung fort und mündet in einen geräumigen Saal, in den das Licht dringt, und in dem ich meine Schiefertafeln aufbewahre. Der Hauptstollen gräbt sich tiefer in den Berg ein. Er mißt mindestens zehn Murmeltierlängen und führt zu einem kleinen Gemach, das für ein einzelnes Murmeltier berechnet ist. Dies ist mein Schlafzimmer.

M.01.05.01.03 / M.005

Dritter Tag. – Nun bin ich fertig eingerichtet. Ich legte mir einen reichlichen Vorrat an Schiefen zu; und eine Lage von auserlesenem, trockenem Gras bedeckt den Boden des Schlafraums. Von heute an kann ich mich rückhaltlos dem Forschen nach der Weisheit hingehen. Wenn ich daran denke, hüpfen mein Herz vor Freude.

M.01.05.01.04 / M.006

Vierter Tag. – Ich muß, trotzdem ich die Gedanken jedes Tages aufzeichne, auch alles niederschreiben, dessen ich mich hinsichtlich der Umstände meiner Gefangenschaft erinnere. Das ist keine Kleinigkeit, das gibt Arbeit für die Kralle für mehr als einen Tag, doch mit Hilfe der Götter werde ich damit zu Ende kommen.

Ich entsinne mich sehr deutlich – es ist meine letzte Erinnerung vor der Katastrophe –, daß wir uns in das Heu kauerten wie gewöhnlich am Vorabend der Langen Nacht. Nachbarn waren gekommen mit der Bitte, sie mit uns verbringen zu dürfen; aber wir hatten abgelehnt. Meine Frau liebte diese Ansammlungen nach Stämmen nicht. Wir schliefen also im Familienkreise ein, behutsam zu Knäueln gewickelt, den Kopf auf der Brust und die Hinterpfoten an den Ohren. Meine Frau lag auf der einen Seite, ich auf der andern, dazwischen unsere vier Kinder, die Familie des Jahres.

Wie lange schliefen wir? Ich weiß es nicht und werde es voraussichtlich auch nie erfahren. Eins aber ist gewiß. Ich schlief mit all den Meinigen ein und erwachte allein an einem sehr weit entfernten Ort inmitten von häßlichen Menschen.

M.01.05.01.05 / M.007

Fünfter Tag. – Das Geheimnis dieses Abenteuers ist erschreckend. Es kann ja jedem geschehen, daß er in die Hände seiner Feinde fällt und eine grausame Behandlung erdulden muß. Die Geschichte der Murretiere hat hierfür Beispiele genug. Aber bei sich zu Hause einschlafen und in einem andern Lande bei den Menschen erwachen und nicht wissen, wie man diese Reise unternommen hat: das macht jede Vorstellung zuschanden.

M.01.05.01.07 / M.008

Siebenter Tag. – Wir erwachen langsam nach der Langen Nacht. Nur allmählich öffnen wir die Augen, spitzen die Ohren, erkennen die Gegenstände. Diese ersten Lichtschimmer sind köstlich, wenn man von seiner Frau und seinen Kindern umgeben ist. Aber niemand kann sich eine Vorstellung davon machen, wie ein solches Erwachen wird, wenn man bei jedem neuen Augenaufschlag unbekannte Dinge erblickt, wenn man mit jeder neuen Helle übelwollende Wesen um sich spürt. Dann bedeutet es die allergrausamste Qual, nicht auf einmal erwachen zu können, sondern sich erst nach und nach dem Schlaf der Langen Nacht entwenden zu müssen. Das Entsetzliche ist da, man will fliehen und kann nicht.

M.01.05.02.02 / M.009

Zweiter Tag des ersten Viertels. – Ich bin entschlossen, die Ruinen unseres alten Baues eingehend zu untersuchen. Ich wollte gestern hinabsteigen, doch der Regen hieß mich umkehren. Das Wetter wird immer trostloser. Kritzeln wir!

Es ist mir nicht möglich, im einzelnen zu beschreiben, was ich damals erblickte, als ich gänzlich wach geworden war. Ich sah nur ein paar Hauptsachen. Der Ort, wo ich war, mußte sich im Innern einer Hütte befinden, ähnlich jenen, die man von hier aus sieht, nur größer. Ich lag der Länge nach hingestreckt auf einer Steinplatte am Fuße der Mauer. Zu meiner Seite brannten und knisterten ausgetrocknete, noch mit ihren Nadeln besetzte Tannenäste. Es war, wie wenn der Blitz sie in den Wäldern entzündet hätte. Man hat hie und da Menschen auf diese Art Feuer machen sehen in den Bergen. Es ist ein Geheimnis, das sie besitzen. Dieses Feuer verbreitete eine große Helligkeit und eine außerordentliche Hitze. Der Rauch verflüchtigte sich durch eine Art von großem, schwarzem Stollen. Um den Stein herum stand eine Anzahl Menschen. Es waren beide Arten vertreten: solche, die ihre beiden Beine unter einem flatternden Fell verbergen, und solche, die sie getrennt umhüllen mit engen Futteralen. Ich erblickte hinter ihnen Dinge am Boden und an den Wänden, von denen wir keine Ahnung haben, aber ich konnte sie nur flüchtig sehen, denn meine ganze Aufmerksamkeit war auf diese barbarischen Menschen gerichtet. Sie betrachteten mich und besprachen sich lärmend, besonders die Kleinen. Oh, die Augen der Menschen! Glücklicherweise sah ich sie nur von ferne gesehen hat.

Meine erste Bewegung war, mich durch Emporklettern in den Rauchfang zu flüchten. Ich merkte aber, daß ich am Hals gepackt wurde. Ich trug dieses Halsband. Man hatte eine starke Faser daran befestigt, einen dicken Spinnenfaden, den ein Mensch am andern Ende hielt. Der Mensch ließ mich erst die ganze Länge der Faser aufwärts klettern; dann riß er mich durch einen kräftigen Ruck herunter. Der Gedanke kam mir, die Faser zu durchbeißen. Aber jedesmal, wenn ich den Kopf wandte, um sie zu erhaschen, hob mich der Mensch auf. Müde vom Kampf, preßte ich mich in eine Ecke und rührte mich nicht. Da wollte mich einer meiner

Henker am Hals packen. Mit einem Sprung erfaßte ich seinen Finger und biß mit solcher Wut hinein, daß ich einen Augenblick daran hängenblieb. Der Mensch stieß einen schrecklichen Schrei aus, und das Blut floß in Strömen. Ich erwartete die grausamste Bestrafung und war auf alles gefaßt. Ja ich wünschte mir den Tod. Ein Kind bedrohte mich in der Tat und schlug mich mit einem Zweig ins Gesicht. Es tat nicht sehr weh. Darauf brachte man eine Art von hölzernem Haus, das für mich gemacht schien. Man öffnete es oben, hob mich durch die Luft und zwang mich hinein. Kaum war ich drin, so verschloß man es auch schon. Ich befand mich in tiefer Dunkelheit. Dies war der Beginn meiner Gefangenschaft.

M.01.05.02.03 / M.010

Dritter Tag. – Dieser Mond verdient seinen Namen nicht. Es regnet ohne Unterlaß, und ich kritzle in einem fort.

Man hob mich mit jenem Haus vom Boden auf, trug es an einen anderen Ort und stellte es nieder. Eine Hand öffnete das Dach und warf mir Gras hin. Dann fiel das Dach wieder über mir zu, und ich hörte keine Geräusche mehr. Ich lauerte einige Zeit mit gespitzten Ohren. Als die Stille weiter anhielt, stürzte ich mich auf die Faser meines Halsbands und zertrennte sie mit einem einzigen Biß. Sie hatte einen schlechten Geschmack, wie filzige Fasern vertrockneter Gräser. Frei von dieser Seite her, machte ich mich an das Abtasten der Wände meines Gefängnisses. Sie waren ganz aus Holz. Die Menschen haben eine ganz eigene Art, die Bäume zu zerschneiden; sie zerlegen den Stamm in dünne Blätter und formen diese dann, wie sie wollen. Als ich die weichste Stelle gefunden zu haben glaubte, begann ich zu kratzen und zu beißen, so gut ich nur konnte. Das Holz war zäh, aber wir Murmeltiere haben gute Zähne. Ich wartete nicht, bis das Loch meine Größe entsprach. Ich zwängte mich hindurch, ich weiß selbst nicht wie. Nun befand ich mich in einem Gemach, das von vier Mauern umschlossen war, und in dem es viel aufgestapeltes Heu gab. Man hörte die Kühe auf der anderen Seite der Wand. Ohne die Zeit durch Überlegungen zu verlieren, sprang ich gegen eine hohe Öffnung, durch die das Licht eindrang. Ich weiß nicht genau, was dann vorging. Ich glaube, daß ich an ein unsichtbares Hindernis stieß, das mit großem Lärm zerbrach, während ich nach rückwärts fiel. Es bleibt mir nur eine unklare Erinnerung an diesen Sturz. Ich war einen Augenblick betäubt. Als ich wieder zu mir kam, war ich in einem anderen Gefängnis, das viel größer war als das erste und ziemlich gut erleuchtet. Ich befand mich in Gesellschaft dreier Kühe, zweier Ziegen und eines Schafes. Ich hatte eine blutige Schnauze; aber ich kümmerte mich nicht darum. Ich dachte nur daran, die neue Faser zu zertrennen, die mit einem Ende an meinem Halsband festgemacht war wie die frühere und mit dem anderen Ende an einem Ring an der Wand. Aber es war vergebliche Mühe. Diese Faser war zäh und kalt, geformt aus einer Menge kleiner Ringe, die ineinandergriffen. Die Kühe waren auf gleiche Art angebunden mit einer noch dickeren Faser. Ich weiß nicht, wo der Mensch diese Fasern findet. Es gibt nichts Ähnliches im Lande der Murmeltiere.

M.01.05.02.05 / M.011

Fünfter Tag. – Ich erhob mich gestern vor dem Morgengrauen. Da ich sah, daß sich der Himmel im Westen aufklärte, machte ich mich auf den Weg nach unserem ehemaligen Bau. Diese Reise verursachte mir einige Unruhe; die Menschen befanden sich ganz in der Nähe auf

den oberen Alpweiden. Alles ging gut. Ich konnte mich im Schatten halten und hatte keine schlimme Begegnung. Ich hörte den Fuchs kläffen, aber nun von fern.

Unser früherer Bau war tiefer unten gelegen als die anderen. Meine Frau hat es so gewollt, da sie mit dem Alter etwas frostempfindlich geworden war. Seine Mündung befand sich über einer Schlucht, der Bau maß ungefähr sechs Murmeltierlängen bis zum Gemach, das uns als Schlafraum diente. Ein Sicherheitsstollen, der unter einem Erlenstrauch mündete, war unberührt geblieben. Alles andere aber lag jetzt unter offenem Himmel wie ein aufgerissenes Bachbett. Der Boden war nämlich mit sehr harten Werkzeugen, deren Spuren man noch sieht, zerschnitten und angestochen worden; man hatte die Erde in die Schlucht geworfen, ebenso zwei große Steine, die den Hauptgang beim Eintritt in den Schlafraum verengten. Alles Heu, in das wir uns gekauert hatten, ist noch da. Es war verregnet und verfault, aber ich habe es gleich wiedererkannt: es war auserlesenes, weiches Heu, meine Frau liebte es so.

Das Herz blutete mir beim Betrachten dieser Trümmer.

M.01.05.02.06 / M.012

Sechster Tag. – Zweifellos ist der Mensch der Schuldige. Wir fielen ihm nicht zufällig in die Hände. Er kam, um uns zu fangen, er brach unseren Bau auf. Er allein besitzt die Werkzeuge, deren Spuren wir festgestellt haben. Die einen nehmen an, daß die Götter ihm diese Werkzeuge schenken; die anderen, daß er sie selbst herstellt. Ich glaube, daß der Mensch sie herstellt, daß aber die Götter es ihn gelehrt haben.

Diese Arbeit hatte Zeit gebraucht und war nicht ohne Lärm vor sich gegangen. Der Mensch arbeitet immer lärmend. Er kann nicht leise graben wie wir. Und dann liebt er es, daß man ihn hört. Er kann gar nicht laut genug schreien, wenn er in den Bergen wandert. Aber wie kommt es, daß wir nichts ahnten? Ich habe doch ein feines Gehör. Und meine Frau erst! Sie hört sogar die Ameisen auf dem Erdboden über unseren Gängen gehen. Wie hat man uns also gefangen, wie hat man uns weggetragen, ohne daß wir es spürten? Hier liegt ein Geheimnis verborgen. Wie tief auch der Schlaf unserer Langen Nacht sein mag, es ist doch kein bleierner Schlaf. Kann es einen Schlummer geben, dem eine Berührung durch die Hand des Menschen nichts anhaben kann?

M.01.05.02.07 / M.013

Siebenter Tag. – Es gibt Augenblicke, wo ich mich am ganzen Körper abtaste, um festzustellen, ob ich es auch wirklich selbst bin, der bei sich zu Hause einschlief, der dort unten erwachte, der ohne Familie lebt in diesem verlassenem, einsamen Loch, ein Halsband am Hals... Ich werde von seltsamen Zweifeln geplagt... Ja, ja. Ich bin es schon selbst; ich betaste mich und finde nichts anderes als mich. Hier meine langen Barthaare; es gibt kein zweites Murmeltier, das sie derart gekräuselt trägt. Hier mein verstümmeltes linkes Ohr. Die Murmeltiere haben ja an und für sich schon kein zu langes Ohr. Man sagt, daß meine Mutter es zerbiß, als sie mich davonschleppte, um unsere Flucht bei irgendeiner großen Gefahr zu beschleunigen. Ja, es sind meine Pfoten, sie unseren schönen, zerstörten Bau gruben, mein Rückrat, das blank und krumm geworden ist vom vielen Durchkriechen unter den Steinen, die unseren Stollen

verengten. Ja, ich bin es selbst, es gibt keinen Zweifel... Und das ist eben gerade das, was ich nicht begreife.

M.01.05.03.01 / M.014

Erster Tag des Vollmonds. – Es gibt manches Unverständliche und Außerordentliche in diesem Schlaf der Langen Nacht.

Erstens ist es ein Schlaf von ganz besonderer Art, eine Erstarrung, eine Betäubung. Er kündigt sich mehrere Tage zum voraus an, er überfällt uns wider unseren Willen, und wir haben Mühe, ihn beim Erwachen von uns abzuschütteln.

Zweitens ist dieser Schlaf von einer Länge, die schwer zu bestimmen ist. Die einen denken, daß die Lange Nacht so lang sei wie ein halber Mond, sogar wie ein ganzer Mond. Gewisse Tiere, die behaupten, während dieser Zeit nicht zu schlafen, sagen sogar, sie sei noch länger. Aber das tun sie aus reiner Prahlerei und um sich über uns lustig zu machen.

Drittens gehen während der Langen Nacht Dinge vor sich, die zu keiner anderen Zeit des Jahres vorkommen, und über die wir nur sehr unvollkommen urteilen können, weil wir sie nicht sehen. Die allgemein von uns angenommene Vorstellung ist, daß die Lange Nacht nichts als eine Nacht sei. Aber die Tiere, die über unseren Schlaf spotten, wollen wissen, daß während dieser vorgeblichen Langen Nacht die Sonne wie gewöhnlich auf- und unter- geht. Unsere Weisen haben seit langem diese tollkühne Hypothese verworfen. Die Lange Nacht ist die lange Nacht, das ist klar. Es ist ebenfalls außer Zweifel, daß es eine sehr kalte Nacht ist, während der viel Schnee fällt. Darum schließen wir auch, wenn wir ihr Kommen spüren, alle Öffnungen unseres Baues sehr sorgfältig. Minderbegabte Kreaturen sind unsere Spötter, denen die Götter diesen Instinkt versagt haben.

Sei es wie es wolle... Einmal möchte ich doch die Stunden der Langen Nacht zählen können.

M.01.05.03.02 / M.015

Zweiter Tag. – Endlich wirklich schöne Tage, Tage würdig des Trockenmonds und solche, die die Murmeltiere lieben!

Die ganze Murmeltierbevölkerung des Tales ist draußen.

Ein volkreicher Stamm ist gegenwärtig auf einem trockenen Erdhügel versammelt, der mit flachen Steinen und Grasschüppeln bedeckt ist. Die Alten – ich zähle ein Dutzend – sitzen unbeweglich im Kreise mit herunterhängenden Vorderpfoten und betrachten die Belustigungen der Jugend. Groß ist die Lebhaftigkeit. Die einen glätten sich gegenseitig die Haare, die anderen ringen. Zeitweise gibt es regelrechte Kämpfe zwischen einigen Meisterpaaren, dann wieder herrscht ein allgemeines Handgemenge. Die Gegner weichen sich aus und fangen sich wieder. Gerade eben rannten alle im Kreise, so rasch sie nur konnten die einen den anderen nach. Und die Greise als gewichtige, überlegene Beschauer dieser fröhlichen Torheiten wedeln mit dem Schwanz vor Vergnügen. Sie leben wieder auf mit

dieser Jugend, sie erinnern sich an die Heldentaten ihrer guten Jahre, und es scheint mir, daß ich sie bis hierher schnurren höre zum Zeichen vollkommener Zufriedenheit.

M.01.05.03.03 / M.016

Dritter Tag. – Ein Gedanke bewegt mich. Vielleicht leben meine Frau und meine Kinder noch?

Ich erwachte bei den Menschen, nachdem ich doch bei mir zu Hause eingeschlafen war. So folgere ich mit Notwendigkeit, daß man mich dorthin trug. Daß man mich wegbringen konnte, ohne daß ich dessen gewahr wurde, beweist, daß ich mich in einem außerordentlich krankhaften Zustand befand; daß ich vielleicht einen Schlag auf den Kopf erhalten hatte wie damals im Gefängnis mit dem Heu, als ich gegen das unsichtbare Hindernis stieß. Ich erinnere mich zwar an nichts Derartiges; die Möglichkeit ist aber nichtsdestoweniger gar nicht ausgeschlossen. Es ist dies vielleicht die am wenigsten unwahrscheinliche Erklärung eines so rätselhaften Vorfalles. Wenn ich diese Annahme überlege, so sage ich mir, daß es kaum möglich ist, daß meine Frau und meine vier Kinder von der gleichen Krankheit erfaßt oder in gleicher Art geschlagen wurden. Sie werden also die Räuber gehört und sich geflüchtet haben; es sei denn, daß man den Ausgang unseres Sicherheitsstollens verschlossen hätte. Das muß aber nicht der Fall gewesen sein, denn er ist unberührt; ich konnte von dieser Seite her keine Fußspur feststellen.

Wenn meine Frau und meine Kinder leben, so sind sie nicht weit weg. Ich muß mir Gewißheit verschaffen. Ich werde von morgen an Erkundigungstreifzüge unternehmen.

M.01.05.04.04 / M.017

Vierter Tag des letzten Viertels. – Das allerschönste Wetter der Welt begünstigte meine Nachforschungen. Während acht Tagen durchstriefte ich die Berge. Ich näherte mich allen Familien so weit, um mit meinen Augen als Vater und Gatte die, die ich suche, sicher erkennen zu können. Ich fand niemanden.

Ich hatte mich von einer Hoffnung übermannen lassen. Nun ist die Enttäuschung groß. Es ist, als ob ich meine Lieben zum zweitenmal verloren hätte.

Ich verbreite mit meinem Halsband immer noch Schrecken auf meinen Streifereien. Die vereinzelt Murmeltiere fliehen, wenn sie mich von weitem sehen; sie warnen ihre Freunde und Verwandten, und bald setzt sich jeweils ein ganzer Stamm in Bewegung und eröffnet die Jagd auf mich.

M.01.05.04.05 / M.018

Fünfter Tag. – Das Wetter verschlechtert sich. So will ich den Faden meiner Erzählung wieder aufnehmen.

Die ersten Tage, die ich als Gefangener im Kuhstall verbrachte, waren schrecklich. Man brachte mir Nahrung, aber ich rührte sie nicht an. Wenn ein Mensch eintrat, drückte ich mich gegen die Wand und ließ die Augen nicht mehr von ihm. War ich allein mit den drei Kühen,

den zwei Ziegen und dem Schaf, dann nagte und biß ich an meiner Fessel. Ich habe während mehrere Tage nichts anderes getan und mir dabei alle Zähne ausgebissen. Die Zähne der Murmeltiere wachsen glücklicherweise wieder. Die sich über uns lustig machen, können gleiches von sich nicht behaupten.

Eines Morgens aß ich aber doch, der Hunger wurde Meister über mich.

Ein Mensch trat zweimal im Tage bei uns ein, beim Morgengrauen und abends. Er gab uns Gras und Heu, er kehrte den Schmutz weg, schüttete frisches Stroh unter die Füße der Kühe, reinigte sie und entleerte ihre Euter in große hölzerne Gefäße. Dann brachte er die ganze Herde heraus zur Tränke. Er wollte mich auch hinführen, aber ich krallte mich am Boden fest. Er mußte seine ganze Kraft anwenden, um mich einen Schritt vorwärts zu bringen. Es war derselbe Mensch, den ich gebissen hatte. Er hatte lange eine kranke Hand.

Dieser Mensch schien die Kühe zu lieben. Er betreute sie, aber er behandelte sie als einen Besitz. Sie versuchten nie, sich zu sträuben. Sie gehorchten. Von seiten der Ziegen und des Schafes kann man eine solche Schwäche noch verstehen. Den Kühen aber habe ich sie nie verziehen. Die Kuh ist ein schwerfälliges, verweichlichtes Tier, unwürdig der Freiheit. Sie kennt nur ein Glück: wiederkäuen zu können und auf dem Stroh zu schlafen.

Wie leicht wäre ihnen die Flucht, wenn sie zur Tränke gehen! Aber die Luft der Felder und Berge schien sie nie in Versuchung zu führen. Wenn sie getrunken hatten, schauten sie blöde vor sich hin und kehrten in die Sklaverei zurück. Sie wackelten mit den Köpfen, geiferten längs des Weges und gingen geradewegs an ihre Plätze. Der Mensch legte ihnen die große Faser um den Hals und alles war in Ordnung.

Als ich die Kühe in den Bergen von ferne sah, glaubte ich, sie seien Freunde des Menschen, und ich wunderte mich über ihren Geschmack. Nun, da ich sie aus der Nähe sehe, weiß ich, daß sie seine Sklaven sind, und ich verachte sie.

Ich bin ein schwaches Murmeltier; aber es gibt keinen Menschen, der sich rühmen könnte, mich veranlaßt zu haben, auch nur einen Schritt freiwillig zu tun.

M.01.05.04.06 / M.019

Sechster Tag. – Man ist nicht krank, ohne es zu wissen; man erhält keinen heftigen Schlag, ohne daß er eine Spur hinterläßt. Nun kann ich mich abtasten, wie ich will, ich finde keine Narbe. Ich kann in meinem Gedächtnis wühlen, ich erinnere mich keiner Unpäßlichkeit. Man muß einen anderen Grund dieser vollständigen Unempfindlichkeit suchen. Man bekommt sie nicht ohne einen vollständigen Schlaf, und der vollständige Schlaf ist der Tod, von dem man nicht mehr zurückkehrt.

M.01.05.04.07 / M.020

Siebenter Tag. – Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr seltsame Einzelheiten finde ich am Schlaf der Langen Nacht.

Wir zählen drei Monde in der Jahreszeit der wachsenden Tage: den Lawinenmond, in dem wir erwachen; den Liebesmond und den Mageren Mond, der im Augenblick unserer größten Magerkeit beginnt.

Andererseits gibt es vier Monde der abnehmenden Tage: den Kleemonde, in dem der Goldklee blüht; den Trockenmond, in dem für gewöhnlich am wenigsten Regen fällt und das Gras an den Berghängen gelblich wird; den Fetten Mond, das Gegenteil des Mageren Mondes; und endlich den Trauermond, der kalt ist, und in dem wir anfangen, schläfrig zu werden, um dann bald ganz einzuschlafen.

Die Lange Nacht liegt zwischen dem Trauermond und dem Lawinenmond.

Was macht die Sonne während dieses Zeitraums? Warum erhebt sie sich am ersten Morgen des Lawinenmonds nicht an genau demselben Punkt wie am letzten Tage des Trauermondes?

Warum gibt es keine Übereinstimmung zwischen der Zahl der wachsenden und der abnehmenden Tage?

Ich finde keine Antwort auf diese zwei Fragen, und ich wüßte nicht, daß sie jemals von einem Murmeltier auf befriedigende Art und Weise gelöst worden wären.

Nun folgendes, was noch merkwürdiger ist: Ich führte in meinem Gedächtnis ein genaues Verzeichnis der Tage meiner Gefangenschaft. Es waren hundertachtzig oder sechs Monde! Nun waren wir aber noch nicht am Ende des Kleemonde, als man mir die Freiheit zurückgab. Also müssen die Tage während sechs Monden gewachsen sein. Es gibt ja oft Unregelmäßigkeiten beim Beginn und beim Ende der Langen Nacht, einen halben Mond mehr oder weniger; aber eine Abweichung von zwei Monden steht ohne Beispiel da.

Ob die Lange Nacht nur ein Trugschluß unseres Schlafes ist?

M.01.06.01.02 / M.021

Fetter Mond, Zweiter Tag des Neumonds. – Ich erinnerte mich an ein wildes Tälchen, das die Murmeltiere einst bewohnten, und das sie aufgaben, weil der Gletscher die besten Rasenplätze verheerte. Man zählte zu jener Zeit dort drei bis vier Behausungen. Es war zwar wenig glaubhaft, daß meine Frau dort sein konnte. Nichtsdestoweniger wollte ich mir darüber Klarheit verschaffen. Man macht sich eben mitunter seltsame Gedanken. Ich sagte mir, daß sie vielleicht auch ein Halsband haben könnte, daß man sie vielleicht verjagt habe wie mich, und ich stellte sie mir schon vor, wie sie in einer der verlassenen Höhlen philosophierte. Wir hätten dann zu zweit philosophieren können.

Ich brach gestern ganz frühmorgens auf. Ich überzeugte mich, daß niemand seit langer Zeit in diesen Behausungen gewohnt hatte. Sie liegen in Trümmern.

Ich bin also Witwer, endgültig Witwer. Meine Frau und meine Kinder existieren nicht mehr; sie sind nirgends zu finden. Mögen die Götter Mitleid mit ihren Seelen haben. Möge mir die Wissenschaft meine Familie ersetzen!

M.01.06.01.03 / M.022

Dritter Tag. – Obschon mein Streifzug von vorgestern nicht von dem Erfolg begleitet wurde, den ich erhofft hatte, war er doch nicht nutzlos.

Ich mußte zuerst zu den Bauten unter meinem Fels hinabsteigen, um dann längs des Wildbachs wieder emporzuklettern. Wie ich dort zwischen einigen Rhododendronsträuchern bummelte, begegnet mir Meister Dachs, ein Nachbar von früher. Was tat er hier? Ohne Zweifel jagte er. Die Freundschaft ist ja nicht groß zwischen den Dachsen und den Murmeltieren. Diese nächtlichen Strolche sind nicht unser Fall. Dennoch erkannte er mich und stieß ein überraschtes Grunzen aus.

- Du hier?
- Nun?
- So, haben sie dich freigelassen?
- Wer?
- Die dich gepackt haben, selbstverständlich! In der Tat, 's ist eure eigene Schuld. Den ganzen Sommer fressen, um mit dem Fettwanst den ganzen Winter über zu schlafen! Ist das ein Leben?
- Wieso den ganzen Winter?
- Ach, ja, natürlich, ihr wißt ja nicht, was der Winter ist.

Während dieser Unterhaltung witterte er etwas und sah von der Seite auf eine ganz seltsame Art nach meinem Hals. Ich richtete mich schon auf, um mich wacker zu verteidigen, als er plötzlich kehrt machte und mit der höchsten Geschwindigkeit seiner Beine floh. Das ist das Halsband!

Die Dachse sind eine Rasse, mit der man am besten nicht verkehren sollte. Aber meine Neugierde war nun einmal erweckt, und ich hätte gerne noch einen Augenblick geplaudert. Wo ihn jetzt erreichen? Er wird vor mir ausreißen, sobald er mich auch nur von ferne sieht.

M.01.06.01.04 / M.023

Vierter Tag. – Ich überlege mir hin und her, was Meister Dachs gemeint haben mag.

Den Rest meines linken Ohres würde ich hergeben, wenn ich wüßte, ob er dabei war, als man uns packte, oder ob er nur die Trümmer unseres Baues gesehen hat.

Und dieser Winter, von dem er gerade so spricht wie vom Sommer! So nennt er wohl die Lange Nacht, – diese Dachse haben eine ganz eigene Ausdrucksweise. Doch was für eine Beziehung kann es zwischen dem Sommer und der Langen Nacht geben?

Wenn er aber sagt, daß wir im Sommer zuviel fressen, und daß wir darauf vor lauter Fett schlafen, so ist dies eine reine Verleumdung, die Verleumdung eines neidischen und hinterhältigen Tieres.

Ist es unser Fehler, wenn wir zu jener Jahreszeit fett sind? Alle Tiere sind es, und der Dachs sogar noch etwas mehr als die anderen. Man mußte nur sein Fett schwabbeln sehen, als er vor mir floh. Und wenn uns die Natur größere Belebtheit schenkte, hätte sie da nicht einen Grund gehabt, weil wir höher oben wohnen und uns dieses Fett den dickeren Pelz ersetzt, wenn es kalt wird?

Es ist wahr, daß wir mit großem Appetit essen, aber wir essen wenigstens feinschmeckerisch. Wir fressen nicht Würmer, Heuschrecken und die allergewöhnlichsten Früchte wie der Dachs. Das trockene Gras, von dem viele andere Tiere leben, ist mit seinem schimmligen Geschmack ebensowenig unsere Nahrung. Wir leben nur von saftgeschwellten Knospen, von zarten Gräsern, von samtweichen Früchten und Arvenkernen. Ich leiste mir in meiner Einsamkeit den Luxus, noch leckerer zu essen als zuvor. Früher teilte ich den Rasenplatz mit einer Familie; heute habe ich ihn leider ganz für mich allein. So kann ich von Blumen leben. Nur selten mache ich mich hinter die Gräser. Die Gräser haben keinen Duft. Aber der Goldklee mit seinen saftreichen Köpfen, die Mutterwurz, deren Dolde kracht und schmilzt unter den Zähnen, das Fingerkraut, der Steinbrech, die Brunelle mit ihrem wollüstigen Geruch, die Aster mit den blauen Strahlen, das feine Flöhkraut, die Schafgarbe mit ihrem bitteren und stärkenden Duft und der Beifuß, dessen Aroma berauscht: so lautet der Speisezettel eines Murmeltierfrühstücks. Man merkt, daß man sich einem Bau nähert, wenn alle Blumen abgebissen sind. Auf hundert Schritte im Umkreis gibt es keine mehr um meine Höhle herum. Das Flußtälchen ist glücklicherweise fruchtbar, auch wenn man die Mulden zwischen den Felsblöcken nicht zählt, die immer mit frisch blühenden Blumen übersät sind. Die Wassertropfen, die man morgens auf den Blättern des Frauenmantels findet, sind die feuchte Beigabe meiner ruhigen Mahlzeiten. Das Murmeltier ist leckermäulig, ich verberge dies nicht. Aber eine solche Schwäche steht einem Philosophen wohl an. Nie hat ein gewöhnlicher Esser auserlesen gedacht.

M.01.06.01.05 / M.024

Fünfter Tag. Wenn ich an diese Lange Nacht denke, deren Stunden niemand gezählt hat, an diese Launen der Sonne und an diese Abweichung von zwei Monden, an dieses Fett, von dem die Übelwollenden behaupten, daß wir seinetwegen schlafen, an diese seltsame Schläfrigkeit, die uns im Trauermond übermannt, so überfallen mich Gedanken, die mich schwindeln machen.

Ich muß Meister Dachs unter allen Umständen wiedersehen.

M.01.06.02.07 / M.025

Siebenter Tag des ersten Viertels. – Er flieht mich. Während achtmal vierundzwanzig Stunden führte ich das Leben der Dachse; ich machte den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage. Ich durchstriefte das ganze Gebirge beim Mondschein oder beim Sternenschimmer und begegnete ihm nur, um ihn alsogleich fortrennen zu sehen, wie wenn eine Hundemeute ihn

plötzlich auf den Fersen kläffte. Er nimmt sich nicht einmal mehr die Mühe, mich anzuschauen; er witterte mich. Dieses Halsband muß den Geruch des Menschen behalten haben. Der Dachs hat noch mehr Angst vor den Menschen als wir. Aus Furcht kommt er nur nachts aus seinem Bau hervor.

Dieses Leben ist widernatürlich. Ich kann tagsüber nicht schlafen. Das sanfte Licht der Sonne füllt mir die Wimpern selbst in der Tiefe meines Baues. Und diese nächtlichen Streifereien schicken sich nur für Feiglinge oder Übeltäter.

Ich werde morgen all meinen Mut zusammennehmen und Meister Dachs in seinem Haus am heiterhellen Tag aufsuchen.

M.01.06.03.02 / M.026

Zweiter Tag des Vollmonds. – Unnütz! Er wird sich nie ansprechen lassen. Dieses Halsband riecht ganz offensichtlich nach Mensch.

Die Sonne stand schon hoch am Horizont, als ich beim Dachsbau anlangte. Ich näherte mich behutsam mit einer schon ganz fertigen Ansprache, um seine Angst zu mildern. Ich achtete darauf, meine Anwesenheit erst zu verraten, wenn ich am Eingang des Baues selbst sein würde und ich ihn auf diese Weise gefangen halten könnte. Ich lief Gefahr, übel empfangen zu werden; denn die Dachse sind dachsgrob und besitzen einen brutalen Zorn, aber es ist keine Schmach, für die Wissenschaft zu leiden. Ich näherte mich also geräuschlos, dann zeigte ich mich plötzlich: „Freund,“ sagte ich zu ihm... Ich hatte das Wort noch nicht ausgesprochen, als ich auch schon drei oder vier Purzelbäume schlug, während der Dachs aus Leibeskräften davonlief. Er hatte mich einfach überrannt.

M.01.06.03.03 / M.027

Dritter Tag. – Mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde nicht schlafen, ich will nicht schlafen. Ich will die Stunden der Langen Nacht zählen.

Es genügt zu wollen, um nicht zu schlafen. Ich werde zu wollen wissen.

Ich werde noch mehr tun. Sobald die anderen Murmeltiere schlafen, werde ich aufstehen und einen oder mehrere Baue mit Gewalt öffnen. Ich will wissen, was dieser Schlaf bedeutet.

M.01.06.03.04 / M.028

Vierter Tag. – Seitdem ich diesen Entschluß gefaßt habe, fühle ich mich ruhiger. Warum zu den Ansichten des Nächsten Zuflucht nehmen? Beim Forschen nach der Erkenntnis muß man sich selbst helfen. Lüge und Täuschung regieren überall. Nicht vom Hörensagen, sondern durch eigene Erfahrungen entdeckt man die Wahrheit.

Dennoch, um mir selbst nichts vorwerfen zu müssen, vollführte ich heute morgen eine letzte Erkundungsfahrt zum Bau des Dachses. Er ist nicht mehr dorthin zurückgekehrt und wird

aller Voraussicht nach nie mehr zurückkehren. Der Bau ist verflucht, denn man hat dort den Menschen gerochen.

M.01.06.03.05 / M.029

Fünfter Tag. – Die Jahreszeit rückt vor. Man muß sich vorsehen. Während ich zu schlafen versuchte, um mich von den nächtlichen Streifereien zu erholen, haben alle Murmeltiere ihre große Ernte an trockenem Gras für ihre Lager eingeholt. Ich bin im Rückstand.

M.01.06.04.01 / M.030

Erster Tag des letzten Viertels. – Ich habe das Gras, dessen ich bedarf, gestern und vorgestern im Tälchen am Bach ausgerissen. Ich habe es an der Sonne ausbreitet und mehrfach gewendet, um es rascher trocknen zu lassen. Aber die Tage sind nicht mehr lange genug, und der Tau fällt schon reichlich. Geduld!

M.01.06.04.03 / M.031

Dritter Tag. – Ich konnte heute meine ganze Ernte in mein Schlafgemach tragen. Nun bin ich versorgt und eingerichtet.

Ein Ding beschäftigt mich noch: wie ich meinen Bau abschließen soll.

M.01.06.04.04 / M.032

Vierter Tag. – Ich darf meinen Bau nicht zumauern, wie die anderen Murmeltiere es tun. Ich muß jederzeit aus- und eingehen können. Dennoch kann ich mich nicht in einem offenen Bau den Unbilden der Langen Nacht aussetzen. Darum habe ich mir folgendes ausgedacht: Ich suche auf der Böschung zwei Schieferplatten, die ich mit den Krallen und Zähnen zurichten werde, damit sie meinen Stollen ganz genau an zwei nicht zu weit voneinander entfernten Punkten abschließen. Eine Murmeltierlänge sollten sie höchstens auseinander liegen. Ich werde sie wegnehmen und wieder einsetzen können ganz nach meinem Belieben.

M.01.06.04.05 / M.033

Fünfter Tag. – Meine Türen sind gemacht. Sie schließen tadellos.

M.01.06.04.06 / M.034

Sechster Tag. – Ich verspürte einen Freudenschauer, als ich diesen Morgen sah, daß es um meine Behausung herum geschneit hatte.

Dieser Schnee erinnert mich daran, daß ich die Erzählung der Abenteuer meiner Gefangenschaft sehr vernachlässigt habe. Ich muß diese letzten Tage benützen, um sie zu beenden.

Ich war im Gefängnis bei den Kühen das mit Neugier betrachtete Objekt. Wenn jemand zu anderen als zu den Dienststunden kam, was sich fast jeden Tag ereignete, so geschah dies nur, um mich zu betrachten. Ich sah oft einen Kreis von Besuchern um mich herum.

Diese Menschen waren mir alle gleich widerwärtig.

Ich mache aber doch zwei Ausnahmen.

Die erste Ausnahme zugunsten dessen, der sich jeden Tag morgens und abends mit den Kühen beschäftigte. Ich hatte mich schließlich an ihn gewöhnt. Er bedrohte mich einige Male, aber ohne mir ein Leid anzutun. Es schien, als ob er sich nicht mehr daran erinnerte, daß er von mir gebissen worden war. Ich will es ihm auch hoch anrechnen, daß er seine Kühe liebte. Eine seiner Vergnügungen war, sie am Rückgrat und am Hals zu streicheln.

Eine zweite Ausnahme mache ich zugunsten eines Menschen der anderen Art, die beide Beine in ein großes, flatterndes Fell einwickeln. Dieser da kam mich oft zu besuchen zu allen Stunden des Tages, allein oder mit Kindern, und brachte mir jedesmal Früchte. Ich berührte sie nie unter seinen Augen, aber ich war doch schwach genug, davon zu kosten, wenn er wieder draußen war. Es waren zum großen Teil Früchte, die in den Bergen unbekannt sind. Einige davon hätten mir in der Freiheit zweifellos geschmeckt.

Dieser Mensch hatte lange und sehr helle Haare, die ihm über den Rücken herunterfielen und grotesk verschlungen und verknüpft waren. Er hatte eine weiße Haut und große Augen von einem falschen Blaugrau, die hie und da zu lächeln versuchten. Aber die Augen des Menschen sind dessen nicht fähig. Nur die klaren und wirklich blauen Murmeltieraugen verstehen zu lächeln.

Mehr als einmal wollte er mich berühren. Ich ließ es nicht zu, trotzdem er mir vorzuwerfen schien, daß ich so wenig Vertrauen hätte. Ich versuchte aber nie, ihn zu beißen. Ich begnügte mich damit, knurrend zurückzuweichen, dann zog er seine Hand weg.

Eines Tages brachte er mir einen Arvenzapfen, der noch einige Kerne enthielt. Er wollte mich aus seiner Hand essen lassen. Fast hätte ich gehorcht. Er schien glücklich, mir diese Frucht der Berge anbieten zu können. Ich hielt mich jedoch zurück. Als er am folgenden Morgen keine Kerne mehr fand, schaute er mich von der Seite an und hob den Finger halb freundschaftlich und halb drohend. Das war seine Geste, wenn er Vorwürfe machte. Dieser Mensch tat mir nur Gutes. Er schien mich in meiner Gefangenschaft zu bemitleiden. Nichtsdestoweniger vertraute ich ihm nie. Seine Augen konnten wohl zu lächeln versuchen, es waren doch immer noch Menschaugen. Die Augen der Menschen sagen immer zwei Dinge auf einmal.

M.01.06.04.07 / M.035

Siebenter Tag. – Ich weiß nicht, ob man mir die Freiheit schenken wollte, oder ob ich sie einer Ungeschicktheit meiner Wächter verdanke. Wenn einer sie mir geben wollte, so war es der Mensch mit den langen hellen Haaren und den falschen blauen Augen.

Tatsache ist, daß es dem Menschen mit den Kühen eines schönen Tages gelang, meinen Kopf zu umwickeln, ohne Zweifel, damit ich ihn nicht beißen konnte. Dann packte er mich beim Halsband, befreite mich von der Faser, die mich gefangen hielt, und warf mich in ein schwarzes Loch. Der Mensch mit den falschen blauen Augen war zugegen, als man mich so behandelte. Ich hörte, wie er lachte.

Kurze Zeit darauf spürte ich, daß man mich aufhob. Ich befand mich immer noch mit umwickeltem Kopf in diesem schwarzen Loch. Ich erstickte fast. Der Mensch mit den falschen blauen Augen trug mich. Ich erkannte ihn an der Stimme. Aber er war nicht allein. Kinder begleiteten ihn, die viel lachten und schwatzten. Ich glaube, daß er mich an seinem Arm aufgehängt trug. Das dauerte eine unendlich lange Zeit, mehrere Stunden. Unter den Händen jedes andern wäre ich hundertmal vor Wut und Angst gestorben; aber ein Rest von Hoffnung hielt mich aufrecht, weil es der Mensch mit den falschen blauen Augen war.

Plötzlich spüre ich, daß man mich auf den Boden stellt und das schwarze Loch öffnet. Ein frischer Luftzug gelangt bis zu mir. Im gleichen Augenblick sehe ich mich wie durch Zauberei von jeglicher Fessel befreit; ich mache einen Sprung und falle mitten in einen Kreis von Menschen, die mich anschauen, lachen, die Hände zusammenschlagen und Schreie ausstoßen. Der mit den falschen blauen Augen war über mich gebeugt. Ich glaube wirklich, daß seine Augen diesmal lächelten. Aber ich nahm mir keine Zeit, ihn anzuschauen; ich stürzte mich aus dem Kreis heraus durch die erstbeste Öffnung und rannte, was ich nur konnte, gradaus und aufwärts. Die Menschen begleiteten mich mit ihrem Gelächter und ihren schallenden Stimmen. Einige taten dergleichen, wie wenn sie mir folgen wollten, aber diesmal hätte ich sogar einen ihrer Hunde überholt. Ich rannte ohne Unterlaß, bis meine vier Beine den Dienst versagten. Ich war am Ende meiner Kräfte, aber ich war frei.

M.01.07.01.01 / M.036

Trauermond. *Erster Tag des Neumonds.* – Wenn die Götter gnädig sind, so wird dieser Trauermond der schönste meines Lebens sein.

Ich war also frei, aber ich wußte noch nicht, wo ich war; denn während meiner überstürzten Flucht hatte ich immer nur geradeaus geblickt. Groß war meine Freude, als ich mich in einer bekannten Gegend befand. Ich war in eine Vertiefung zwischen zwei Grashügeln geraten, einige Schritte von großen Felsen entfernt. Zu meinen Füßen öffnete sich ein tiefes Tal, und gegenüber von mir auf der andern Seite erhoben sich verschneite Spitzen. Mit dem ersten Blick erkannte ich meine Heimat. Ich vergoß überreiche Tränen.

Ich weine immer noch, wenn ich nur daran denke.

M.01.07.01.02 / M.037

Zweiter Tag. – Es scheint mir, daß ich schon das Herannahen der Langen Nacht wittere. Dies Gekritzel wird mir fast zur Arbeit.

Die Glückseligkeit, die ich empfand, als ich diese Berge, die meine Kindheit behütet hatten, erkannte, wurde bald gestört. Sobald ich genug Selbstbeherrschung gewonnen hatte, um die Einzelheiten der Dinge zu untersuchen, forschte ich nach meinem Bau. Ich entdeckte nur noch einen Trümmerhaufen. Ich hatte viel an meine Frau und an meine Kinder gedacht, ohne daß es mir gelungen wäre, irgendeinen Lichtblick über die Frage zu erhalten, ob sie mein Los geteilt hätten oder nicht. Als ich meinen geöffneten Bau sah, erriet ich die entsetzliche Wahrheit. Doch ich überlegte mir, daß sie nicht weit weg sein mußten, wenn sie etwa hatten entrinnen können. Kein Zweifel, daß sie Unterkunft und Schutz bei einer uns befreundeten Familie oder bei einem ziemlich volkreichen Stamm gesucht hätten, der weiter oben wohnt, und dessen Führer der Erstgeborene meiner dreiundzwanzig Kinder ist. Ich erwartete das Sinken des Tages, um Erkundigungen einzuziehen. Die Nacht war völlig dunkel, als ich vor dem Eingang des Baues meines Sohnes ankam. Ich rief ihn bei seinem Namen, und in meiner Ungeduld, ihn an mein Herz zu pressen, stürzte ich mich in den Stollen. Niemand erkannte die väterliche Stimme. Der ganze Stamm warf sich auf mich wie auf einen nächtlichen Einbrecher, und ich wäre unweigerlich unter den Schlägen zugrunde gegangen, wenn ich nicht geflüchtet wäre. Vergeblich versuchte ich, mich zu erkennen zu geben. Sie verfolgten mich, aber ich war magerer als sie alle, da ich noch nicht vom Klee der Berge gekostet hatte. So überbot ich sie an Schnelligkeit.

Ich begab mich sodann zum Bau unserer Freunde, wahrer Freunde – wenigstens glaubte ich es –, die lange Zeit unsere Nachbarn waren. Diesmal gebrauchte ich Vorsicht. Beim Eingang angelangt, sagte ich, wer ich sei und rief leise nach dem Hausherrn. Er kam heraus, schaute mich schief an und schien mein Halsband zu prüfen, das im Mondschein glänzte. Dann stieß er einen scharfen Pfiff aus. Im gleichen Augenblick rannten Frau und Kinder herbei, und die ganze Familie warf sich noch erboster auf mich als der Stamm meines Sohnes. Ich hatte die allergrößte Mühe, mich aus ihren Klauen zu befreien.

Nach diesem zwiefachen Mißgeschick flüchtete ich in irgendein Loch, um darin die Morgenröte abzuwarten. Diese Nacht schien mir länger als alle Nächte meiner Gefangenschaft. Beim ersten Dämmerchein sah ich die Bewohner der nachbarlichen Baue hervorkriechen. Sie schienen beunruhigt. Sie ließen sich nicht Zeit zum Frühstück. Sie kamen and gingen in einer außerordentlichen Erregung, gaben sich Zeichen und teilten sich die Neuigkeiten der Nacht mit. Bald ertönte an allen Hängen des Berges der Alarmpfiff. Ich verstand, daß es sich um mich handelte, und daß man eine allgemeine Treibjagd gegen mich in Szene setzte, um die Gegend von dem Räuber zu befreien, der die Ruhe der beiden Baue gestört hatte. Ich war verloren, wenn man mich fand. Ich ergriff in aller Eile die Flucht und hielt erst inne, als ich auf dieser hohen Plattform ankam, wo es noch niemals einen Bau gegeben hat, und wo es wenig wahrscheinlich war, daß man mich suchte. Ich verbrachte hier in meiner Herzensangst zwei Tage ohne Nahrung und ohne Unterschlupf. Wenig fehlte, daß ich mich nicht nach meinem Gefängnis dort unten sehnte und nach dem Menschen mit den falschen blauen Augen. Endlich fand ich meine Selbstbeherrschung wieder und faßte den Entschluß, einsam zu leben und mein Dasein der Weisheit zu widmen.

O Murmeltiere! Euch und nicht den Menschen verdanke ich die dunkelsten Stunden meines Lebens! Und doch arbeite ich ja für euch. Wenn ich das Geheimnis der Langen Nacht gelüftet habe, werde ich von neuem euern Bauen die Stirne bieten und eure auch wider euern Willen

belehren. Ich will euch durch Wohltaten alle Schlechtigkeiten vergelten, die ihr mich erleiden ließt.

M.01.07.01.03 / M.038

Dritter Tag. – Wir erleben eine Wiederkehr des Sommers. Ein dichter Nebel verdeckt die tiefen Täler; aber in den Bergen ist es sehr schön.

Ich durchkostete heute herrliche Augenblicke. Ich lag auf einem weißen Stein ganz nahe bei meinem Bau und döste schläfrig vor mich hin. Ich träumte, daß ich endlich die Lösung des großen Problems gefunden hätte. Ich erinnere mich aber jetzt nicht mehr, wie sie war. Meine Gedanken trieben unbestimmt dahin. Ich weiß nur, daß ich die Lösung in Händen hielt, daß ich sie mit aller Macht an mich preßte, und daß sie Kräfte ausströmte; denn ich fühlte in all meinen Gliedern ein neues Wohlbefinden, wie wenn eine göttliche Macht in mein Blut gedrungen wäre. Als ich die Augen öffnete, sah ich die Sonne. So war sie es gewesen! Aber seltsam, ich spürte keine Enttäuschung. Ich blieb auf meinem Stein liegen, halb schlummernd, halb wach. Ich genoß eine vollkommene Wonne und schnurrte, wie ich seit dem Vorabend meiner Gefangenschaft nicht mehr geschnurrt hatte.

M.01.07.01.04 / M.039

Vierter Tag. – Ich schlafe viel in diesen Tagen, nicht aus Schlafbedürfnis, sondern aus Vorsicht. Ich schaffe Vorrat für die Wachen der Langen Nacht.

M.01.07.01.05 / M.040

Fünfter Tag. – Wie ich euch bedaure, gewöhnliche Murmeltiere, die ihr weder durch Freuden noch Sorgen emporgeführt werdet. Ihr eßt, um zu leben, und ihr lebt, um zu essen. Ihr arbeitet, um einen Unterschlupf zu haben, und ihr ruht euch nur aus, um wieder mit der Arbeit zu beginnen. Euer Leben rollt in einem ewigen Kreislauf dahin. Ich aber habe ein Ziel. Eine höhere Idee veredelt alle meine Gedanken, alle meine Handlungen bis in meinen Schlaf hinein. Ich ruhe mich aus, um meine Kräfte für die Erforschung der Weisheit zu erneuern.

Geheiligte und ruhmreiche Forschung! Kann man noch leben, wenn man nicht für sie lebt?

M.01.07.01.06 / M.041

Sechster Tag. – Ich danke den Göttern für die ganz neuartigen Wonnen, deren Lust ich jetzt auskostete. Glückbringendes Unglück! Ohne dich wäre ich gleich weit wie meine Brüder und Schwestern. Ohne dich würde ich das Entzücken nicht kennen, das die Weisheit denen vorbehält, die sie lieben. Gesegnet seien die undankbaren Kinder! Gesegnet meine Gefangenschaft! Gesegnet die Hand der Menschen, die das Heiligtum meines Baues verletzt hat!

Wenn nur meine Frau leben würde! Wie wäre sie glücklich, mit mir die Wachen der Langen Nacht zu teilen.

M.01.07.01.07 / M.042

Siebenter Tag. – Die Sonne ist matt, der Nordwind schneidend. Halten wir uns bereit.

M.01.07.02.01 / M.043

Erster Tag des ersten Viertels. – Mehrere Murmeltiere streckten die Schnauzen zur Öffnung ihres Baues heraus. Sie empfanden die Luft als zu kalt und zogen sich fast sogleich wieder zurück. Ein einziges tat dergleichen, als ob es weiden wollte.

M.01.07.02.02 / M.044

Zweiter Tag. – Das Tal wird von Tag zu Tag ruhiger. Diese Stunden wären günstig zu ersten Betrachtungen, wenn nicht auch ich die der Erstarrung vorangehenden Symptome spürte. Mehr als einmal war ich entrüstet über die Natur. Sie dürfte wenigstens die Philosophen respektieren, anstatt sie wie gemeines Volk zu behandeln oder wenn möglich noch schlimmer. Dennoch fand ich beim Überlegen einen Vorteil darin. Es bedeutet nicht viel, den Schlaf der andern zu beobachten; man muß ihn an sich selbst beobachten und ihn überwinden.

M.01.07.02.03 / M.045

Dritter Tag. – Ich aß wenig in letzter Zeit. Ich will die Spötter und Verleumder ins Unrecht setzen. Ich will nicht, daß man mir vorwerfen könnte, ich hätte vor lauter Fett geschlafen.

Ich habe übrigens wenig Lust zu gutem Essen und Trinken. Nicht einmal ein schönes Büschel Steinbrech konnte mich locken. Ich ging an weißen Leberblumen am Rande des Baches vorbei, ohne sie zu berühren. Der Duft einer kleinen spätblühenden Pflanze rief geradezu Ekel in mir hervor.

Ich wünschte, daß sich die Wachen der Langen Nacht, ohne essen zu müssen, zubringen ließen. Der Gedanke, daß ich von trockenem Gras leben soll, ist mir schwer erträglich.

M.01.07.02.04a / M.046

Vierter Tag. – Ich werde während der ganzen Dauer der Langen Nacht ein genaues Register über die Beschaffenheit von Himmel und Erde führen.

Ich beginne heute damit.

Die Sonne läuft hinter den Bergen durch, die gegen Mittag einen Wall bilden. Wenn sie sich zeigt, so wird dies nur für einen kurzen Augenblick bei der großen Felsscharte sein. Schon gestern sah ich vom Eingang des Baues aus nur noch ihren Rand.

Der Himmel ist klar. Nur einige weiße Wolken kleben an den Gipfeln. Es blast ein kalter, lebhafter Nordwind. Vielleicht wird es heute nacht frieren.

Das Gras ist vertrocknet und gelb, aber nicht zu Boden gedrückt. Alle Grashalme, alle Enzianstengel stehen noch stolz aufrecht.

Der erste Herbstschnee ist auf der Sonnseite des Tales verschwunden. Auf der andern färbt er noch die Schluchten über meinem Bau weiß.

Die Mehrzahl der Bäche hört auf zu fließen; die Wasserfälle stürzen nicht mehr über die Gesimse. Ein schwaches Murmeln steigt vom Fluß des Tales auf.

Eine einzige Quelle rinnt immer noch in der Nähe meines Baues. Man nennt sie die Schwarzmoosquelle.

Ich sah wenig Tiere in letzter Zeit. Einen Adler gestern, einen Schneehasen vor einigen Tagen – er hatte noch keine grauen Haare – und diesen Morgen zwei Gemen. Das Männchen trug ein zerbrochenes Horn. Schwärme von Dohlen wirbeln um die hohen Grate und schreien vor Hunger. Ohne sie wäre das Echo der Berge tagelang müßig.

M.01.07.02.04b / M.047

Am selben Tag. – Die Sonne ist eben hinter der Felsscharte durchgegangen. Ich war beim Eingang meines Baues. Ich erspähte sie. Sie konnte mir kaum noch einen Strahl zusenden, den letzten vor den Wachen der Langen Nacht... Wenn sie wieder am Horizont erscheint, wird ein Murmeltier in das große Geheimnis eingedrungen sein.

M.01.07.02.05 / M.048

Fünfter Tag. – Heute morgen war die Erde mit Reif bedeckt. Der Nordwind ist immer noch kalt.

Ich empfinde eine seltsame Müdigkeit. Es verfließt eine merkliche Zeit zwischen dem Augenblick wo ich ein Glied bewegen will, und dem, wo ich es wirklich bewege. Die Hemmung muß in den Gelenken setzen. Es scheint mir, daß sie nicht mehr zusammenarbeiten. Nur mit Willensanstrengung kann ich diese Aufzeichnungen machen. Hie und da entfällt mir ein Gedanke, und die Krallen bewegt sich nur noch ganz mechanisch vorwärts. Ich mitleide die, die dies lesen müssen...

M.01.07.02.06 / M.049

Sechster Tag. – Gleiches Wetter wie gestern, gleiche Schwächezustände... Die gedanklichen Vorgänge sind in Ordnung, aber mit Unterbrechungen. Ich verfolge einen Gedanken, und plötzlich hört er auf. Es ist schwierig zu beschreiben. Ich denke, und ich denke nicht mehr. Ich halte eine Idee fest, und sie entschwindet. Ich finde sie einen Augenblick später wieder. Es scheint mir hie und da, als ob mein Hirn sich verflüssige und davonschwimme. Ich fühle Schauer von einer merkwürdigen Art längs des ganzen Rückenmarks. Es gibt Augenblicke, wo sich die Berge vor mir drehen.

M.01.07.02.07 / M.050

Siebenter Tag. – Immer noch keinen Appetit. Übrigens fühle ich mich wohler und viel wacher, trotzdem es kälter ist als in den letzten Tagen. Vielleicht ist nur der erste Augenblick so schwer zu überwinden.

Schönes Wetter.

M.01.07.03.01 / M.051

Erster Tag des Vollmonds. – Schönes Wetter, sehr schönes Wetter, keine Wolke am Himmel. Nordwind.

Ich fühle mich immer noch sehr munter, aber der Atem geht langsam. Ich befürchte, daß die Langsamkeit des Blutkreislaufes die wahre Ursache der Schläffheit ist, an der ich leide. Aber was ist der Grund für diese Müdigkeit des Blutes?

M.01.07.03.02 / M.052

Zweiter Tag. – Das Herz schlägt immer langsamer.

Ich wollte mich zusammenreißen und mein Blut aufpeitschen. Ich scheuerte das Rückgrat an den Verengungen meines Stollens. Es nützte nichts.

M.01.07.03.03 / M.053

Dritter Tag. – Der Schlaf der gewöhnlichen Nächte macht sich zuerst im Kopf fühlbar. Die Glieder versagen den Dienst, weil das Hirn aufhört, sie zu befehligen.

Der Schlaf der Langen Nacht äußert sich auf andere Weise. Er beginnt mit einer Erstarrung derjenigen Glieder, die am weitesten vom Hirn entfernt sind. Trotz der Unterbrechungen, an denen ich litt, ist der Geist rüstig. Ich denke, ich will. Aber die Hinterbeine versagen fast den Dienst.

Ich leide unter einer besonderen Art von Kälte. Ich habe kalt unterm Fell, kalt im Blut.

Trotz des schönen Wetters machte nur ein einziges Murmeltier Miene, hervorzukommen.

M.01.07.03.04a / M.054

Vierter Tag. – Der große Augenblick ist da. Es ist Mittag, und es zeigt sich kein Murmeltier mehr. Die Baue sind vermauert oder werden es bald sein. Heute abend beim Mondschein will ich meinen ersten Streifzug unternehmen.

Reif, Nordwind, klarer Himmel.

M.01.07.03.04b / M.055

Am selben Tag. – Es streicht von Zeit zu Zeit etwas wie Nebel an meinen Augen vorbei. Ich spüre ein deutliches Ohrensausen. Im übrigen sehe und höre ich gut.

Die Hinterbeine versagen immer noch den Dienst. Aber man wird sie schon zum Gehen zwingen können.

M.01.07.03.04c / M.056

Am selben Tag. – Die Schatten verlängern sich. Ihr Götter, haltet mich aufrecht! Dieses Blut will nicht mehr kreisen. Ich glaubte nicht, daß es so viele Mühe kosten würde, um Philosoph zu sein... Aber ich werde nicht unterliegen... Nein, ich will nicht unterliegen!...

M.01.07.03.04d / M.057

Am selben Tag. – Die Erstarrung beginnt, die Vorderbeine zu erfassen... Ich kitzle mit großer Mühe... Die Nacht ist da... Noch einen Augenblick... Ich muß mit mir selbst über erhabene Ideen sprechen... O Murmeltiere...

E. Rambert: La marmotte au collier (1889)

übers. A. Graber: Das Murmeltier mit dem Halsband (1929)

**The Marmot with the Collar
A Trilingual Edition**

Part 01 (Deutsch)

**Richard L. Hewitt
Kamuzu Academy, Malawi**

2020

<http://philosophical-marmot.snakeshead.org>
